

*Interview, das Dato Barbakadse anlässlich der Veröffentlichung von Übersetzungen ihrer Gedichte ins Georgische für die georgische Literaturzeitschrift „achali saundsche“ im Juli 2016 mit Ute Eisinger in St. Petersburg führte:*

*1. Lieber Dato, du fragst mich, wie ich mich als Autorin vorstelle:*

Das Wort Autor verwende ich nicht; weil ich Schreiben als Aufgabe ansehe, an der ich Anteil nehme, meinen Teil leiste, nach und vor anderen Künstlern, mit denen ein Austausch über Sprachen und Zeiten hinweg stattfindet. Meine Aufgabe sind Gedichte – sie lesen, verstehen, schreiben. Neben meinen Gedichten schreibe ich Rezensionen und Essays über die Gedichte anderer, z.B. über Iossif Brodskij und Giwi Margwelaschwili, und ich habe Gedichte anderer aus ihren Nationalsprachen in meine Sprache gebracht, d.h. ins Deutsche nachgedichtet, z.B. Dylan Thomas, Ilya Kutik, Hart Crane.

Um nun meine Gedichte vorzustellen: Es sind Sprachgebilde mit großer Neigung zur Abstraktion, und weil sie Gedichte sind, bedienen sie sich derselben Mittel wie die Musik, die den Ablauf von Zeit verwandelt; dabei rufen sie Bilder hervor.

In meinen letzten Büchern habe ich versucht, den Spieß umzukehren: die Bilder zu Gedichten „gelesen“, die andere Künstler hervorgebracht haben.

*2. Du meinst Abstraktion im Sinne klassischer Moderne oder derzeitiger experimenteller Kunst, in der Abstraktion häufig eine Art totaler sprachlicher Atomismus bedeutet?*

Ich meine Abstraktion im Sinne der Moderne: Reduktion des Besonderen aufs Allgemeine, des Persönlichen zu Gültigem und des Flüchtigen ins Zeitlose. Wobei ich auch in der anderen Richtung versuche, das Gegenstandslose in Sinn zu verwandeln, etwa indem ich experimentell gemalte Filmstreifen einlese (PUNKTGEDICHT) oder sprachexperimentell gewonnenem Material Sinn wiederherstelle (DAMASZENISCH).

*3. Ich habe das Gefühl, dass deine Gedichte nicht geschrieben, sondern nach bestimmten Prinzipien gebaut werden.*

O nein nein nein! Sagen wir so: In dem Vierteljahrhundert, das ich zur Betreuung meiner Kinder benötigt habe, halfen sprachexperimentelle Versuchsanordnungen und das Nachdichten sehr, überhaupt am Schreiben dranzubleiben. Man muss bewegungsfrei sein, damit man wahrnehmen kann, was geflogen kommt.

*4. Die ähnlichen Versuchsanordnungen der Dadaisten, die eben mit der ständigen Vertiefung in die Kinderwelt begleitet waren, haben das Kunstsystem verändert... Jeder Künstler, dem mit der Kindererziehung verbundenes Alltagsleben bekannt ist, wird deinem Akzent zustimmen.*

*Was ist von diesem Vierteljahrhundert Tröstliches geblieben, wenn Du zurück schaust?*

Meine Kinder natürlich! – Was meine Gedichte betrifft: LEG O STEINE ist in der Zeit entstanden, als man bei mir daheim stets über irgendwelche Legosteine gestolpert ist. Es geht um die im Gedicht möglichen Bewegungsarten; weil es Spielraum für mich damals keinen gab, hat mich umso mehr beschäftigt, was Gedichte zu leisten vermögen.

Inhaltlich haben Gedichte mit Biografien nicht viel zu tun. Ich bediene mich meiner Lebenserfahrungen nicht anders als meiner Leseerfahrungen. Alles, worüber ich verfüge, ist

nutzbarer Stoff. Mich interessieren viele Dinge. Man dichtet, um Zusammenhänge herzustellen – erst einmal für sich selbst.

Mit den Dadaisten verbindet mich allerdings nichts. Wenn ich in BOGEN beschreibe, wie man den sogenannten skythischen Kompositbogen herstellt – oder ein tragfähiges Bauelement –, so hat das mehr mit der Analogie zu meiner Poetik zu tun als mit der Faszination, die das Bogenschießen damals auf meinen im Indianerspielalter befindlichen Sohn ausgeübt hat. Sobald meine Kinder nicht mehr getragen oder geschoben werden mussten, konnte ich auch die Zügel meiner Poesie wieder locker lassen. Während sie im Wald spielten, gab es Augenblicke, wo ich mit mir allein sein konnte und frei denken. Da habe ich AUFNAHMEZUSTAND geschrieben: über Momente, wo Welt stockt und zu Gedicht geliert. Und sobald meine Kinder in den Kindergarten und ich den Schuldienst eingetreten waren (wo es umso mehr Kinder zu betreuen gab...) habe ich erfahren, dass der Mensch nur allein im Wald frei von anderen ist. Ich habe HERZUNRUH geschrieben, eine Art Lebenslauf in Terzinen, wie in Dantes „Göttlicher Komödie“, nur halt im echten Wald über meiner Stadt, in dem ich laufen war, um meinen Kopf frei zu bekommen.

5. *Lesen deine Kinder deine Gedichte?* Lesen nicht. Sie kommen, seit sie erwachsen sind, auf meine Lesungen. Und sie hören zu, wenn ich einen neuen Text ausprobiere, d.h. vom Schreibtisch komme und wissen möchte, wie er sich macht und laut vorlese; dann geben sie ihren Senf dazu. Sie sind auch sehr stolz, wenn jemand fragt: „Bist du verwandt mit der..., ich hab ein Buch von ihr zuhause stehen!“

6. *Sicher ist es keine fremde Praxis für dich, mit deinen eigenen Gedichten zu kommunizieren, nachdem sie schon geschrieben sind. Ich meine die Kommunikation mit einem Gedicht als mit dem vollendeten Ganzen, das schon ein imaginärer oder realer Teil literarischer Welt geworden ist.* Was für eine gute Frage! In der Tat ist die Beziehung zwischen dem Gedicht und dem/der Dichtenden nicht damit zuende, dass ein frei schwebendes Sprachgebilde/Denkgebäude hergestellt und festgehalten wurde. Auf Grundlage der Auseinandersetzung des Dichters mit seinem Gedicht beginnt eine interessante Beziehung – gemäß der Apollinischen Forderung „Erkenne dich selbst!“.

In diesem Sinn ist Dichten meine künstlerische Technik, eine Zauberei, mit der sich etwas zustandebringen lässt, das dem Verstand einen Schritt voraus ist.

In aller Tiefe zu erfassen, was mit einem Gedicht gesagt ist, bei dessen Schöpfung man gespürt hat, dass es „stimmt“, ist ein Akt der Selbsterkenntnis in größerem Zusammenhang, der meinem Schreiben Sinn gibt.

Banaler gesprochen: Gedichte zu schreiben ist mein Verdauungsprozess von Eindrücken zu Erkenntnissen, die Verbindungsstiftung zwischen Disparatem. Es ist die gemeinsame Tafel, an die ich Gedanken von Menschen (meist KünstlerInnen) setze, die nie zusammengeskommen sind; damit sie neu „zündet“ können, andere anstiften, die ihr Wort aufgreifen, um weiterzuspinnen, wo sie gerade sind.

Manchmal fällt mir auch eine Verszeile ein und wird ein Ohrwurm, und ich habe Vermutungen, dass sie von dem einen oder der anderen Dichterin stammen oder aus einer Übersetzung, die

ich mir von etwas abgerungen habe. Zu meiner Überraschung sind immer wieder eigene Verszeilen darunter, die sich unterbewusst festgesetzt haben. Um ihnen nachzugehen, spiele ich sie an, nähere mich ihnen, spiele ihnen etwas zu – bis sie sich stellen und ich begreife, worum es geht.

*7. Das heißt, dass der Schreibensprozess nicht nur für dich, sondern auch (oder in erster Linie) für deine Gedichte ein Akt der Selbsterkenntnis ist. Genauso wie für Verszeilen von anderen Dichtern, die, sich suchend, plötzlich in deinen Gedichten erwachen. Und eben die ähnlichen poetischen Kontexte lachen jede Art der Intertextualität aus, im Ganzen aber jede Art der Bestrebung, die poetische Erkenntnis einerseits bis zu wissenschaftlicher Prosa abzumindern, andererseits aber sie als Bausteine für jede Art wissenschaftlicher Seriosität zu gebrauchen.* War das jetzt eine Frage? Wenn auch nicht: Die Antwort lautet: Verglichen mit dem Dichter, der einem Liebhaber entspricht, ist der Literaturwissenschaftler Gynäkologe (frei nach Karl Kraus). – Die Literatur ist mir Sehnsucht und Leidenschaft, selbst als Forschungsgegenstand. Im Deutschen gibt's die Redewendung: „sich einen Reim auf etwas machen“, d.h. sich Dinge erklären. Im österreichischen Sprachgebrauch bezeichnen wir darüber hinaus das Gelingen einer Leistung mit „etwas zusammenbringen“. Das ist ein schöner Ausdruck auch für dichterische Anstrengungen: Ideen miteinander vertraut zu machen. Ovid hätte gesagt: Alles kann sich in alles andere verwandeln. Dichten ist die Kunst der Metamorphose, wie Nachdichten die Kunst der Anverwandlung ist. Unsere Welt ist wie ein Bild von Breugel: In jedem Augenblick passieren nebeneinander wunderbare und fürchterliche Sachen, tun Menschen einander Herrliches und Schreckliches an. Dichter verfügen über besonders aufmerksame Sinnesorgane und haben daher eine größere Verantwortung als Menschen, die weniger „lesen“, d.h. im Sehen verstehen und Zusammenhänge herstellen, ja zusammenführen können. Gedichte sind Lesebrillen.

Soweit zu meiner poetischen Haltung. Was Arbeitsprozess und Handhabung des Materials betrifft, die unterliegen freilich meiner Entwicklung und den gegebenen Umständen. Generell lässt sich sagen: Von nichts kommt nichts. Ungeachtet des jeweiligen Auslösers für ein Gedicht – öfter eine Silbenfolge oder eine rhythmische Zelle als ein poetisches Bild – bereiten sich Gedichte meist über einen längeren Zeitraum vor. Im Nachhinein finde ich in meinen Tagebüchern und Briefen, dass mich die eine oder andere Frage meist sehr lang beschäftigt hat, bis sich eine Lösung, ein Vergleich, ein Bild einstellt. Ich greife dann auf diese Sinn- Ballungen zurück, sobald ich spüre, dass es soweit ist: in mir gleichzeitig eine Gelassenheit oder Ergebenheit als auch eine gewisse fruchtbare Unruhe vorhanden sind.

So sehen die besten Momente aus, in denen einem alles Mögliche ein- und zufällt, ja plötzlich alles zusammenführt. Die vielzitierte Muse ist schön und gut; wenn der Dichter nicht die Geduld aufbringen kann, auf ihren „Kuss“ zu warten und während der Durststrecke sein Werkzeug blank zu halten, gibt's keine anständigen Gedichte.

*8. Jeder Dichter hat ja seinen eigenen Grund, aus dem er andere Dichter übersetzt. Manche Dichter übersetzen, um ihre eigene Sprache zu bereichern, viele beschäftigen sich mit dem Übersetzen aus Not, für etliche Dichter ist der Prozess des Übertragens eine Art wesentliche*

*Kommunikation mit anderen poetischen Welten usw. Was ist deine Veranlassung, wenn du dich der Kunst der Anverwandlung widmest?* All das trifft zu: Man schaut einer anderen Sprache ab, was es in der eigenen nicht gibt; man verwendet den Kraftstrom des Anderen, wenn die eigene poetische Energie vom Alltag erschöpft ist; man kommt einem bewunderten Kollegen nahe, ja misst sich mit ihm, indem man sich die Latte hoch legt für den Versuch, seinem Original beizukommen. Wie bei fast jeder Kunst ist Einsamkeit der Auslöser für die schöpferische Tätigkeit. Dichten ist – im Gegensatz zum Musizieren oder dem Hervorbringen eines ausstellbaren Artefakts – eine ziemlich einsame Beschäftigung. Wogegen der Versuch, die dichterische Leistung des Vorgängers von innen heraus zu verstehen, ein Erkennensprozess ist – im Sinne des Alten Testaments. Näher als beim Nachvollzug in der eigenen Sprache lässt sich einem begehrten Text nicht kommen. Es sei hier gesagt, dass ich ungern Auftragsübersetzungen mache. Meist komme ich zu „meinen“ einzuverleibenden Texten, weil ich mit den vorhandenen Übersetzungen unzufrieden bin oder es überhaupt keine Nachdichtung von etwas, das mich in hellste Aufregung versetzt hat, gibt. Ich möchte mich restlos damit auseinandersetzen – und das geschieht beim Nachdichten.

*9. Soweit ich weiß, hast Du auch georgische Dichter übersetzt. Wann hast du dir Georgien entdeckt? Vor über zehn Jahren las ich deinen Aufsatz Die Literatur Georgiens im Spiegel der Geschichte, die du damals für die Zeitschrift Salz verfasst hast. Dass du grundsätzlich mein Land kanntest, war für mich gleich klar, aber ich vergesse nicht, mit welcher großer Liebe dieser Text geschrieben war.*

Im Herbst 1987 bin ich als Deutschlektorin ans Tbiliser Fremdspracheninstitut gekommen. Das war zur Perestrojka, mit dem Wind der Freiheit sozusagen. Dementsprechend freudig wurde ich in Georgien begrüßt, die erste Schwalbe. Man hat mir großes Interesse entgegenbracht, wollte alles über meine Welt – die andere Hälfte Europas – wissen; und da ich viel gereist war und von überallher Bücher, Kunstkataloge, Eindrücke und Musik angeschleppt hatte, wurde ich überallhin eingeladen und man hat mir Georgien auf alle erdenklichen Arten nahegebracht. Der Heimat, wo man sich auskennt, zugunsten eines neuen Landes den Rücken zu kehren, bedeutet einen großen Schritt in der Entwicklung. Man ist sehr aufmerksam und ständig mit der Verarbeitung neuer Eindrücke beschäftigt, erlebt eine reiche Zeit. Durch meinen ersten Mann, den Kinoregisseur Tato Kotetischwili, bin ich mittendrin im Geschehen gewesen. Im Haus von Wachushti, seinem Vater, haben sehr interessante Menschen aus dessen Generation verkehrt. Mit Wachushti hatte ich die Dichtung gemeinsam, er hat Rilke übersetzt, von dem er ganz beseelt war, und ich ihm Trakl und Celan nahegebracht; dafür er mir georgische Dichter, von denen ich einige übersetzt habe. Er hat mir die Gedichte wieder und wieder vorgelesen, damit ich sie spüre; und auf Russisch Hintergrund und Semantik erklärt. Ja, das ist Liebe: Weiterschenken von dem, was gut ist; Hingabe und Freude. In Georgien saßen die Menschen damals viel zusammen und haben – ein fruchtbarer Austausch! – genau über die Dinge geredet, die mich am meisten interessierten: Literatur, Malerei, Film, Musik, andere Länder und wie man die Welt verbessert.

*10. Ich bitte Dich, georgischen Lesern über einige solcher „Sitzungen“ aus damaligen Zeiten zu*

*erzählen. Stelle mir vor, mit welcher Freude die Literaturliebhaber meiner Generation dieses Interview lesen werden. Das war ja eine Art Niemandsland in der Zeit.*

Es war ganz einfach so – ungeachtet dessen, ob man sich als geladener Gast an einer Tafel befunden hat, wo sich der Tisch gebogen hat vor Köstlichkeiten, oder man irgendwo mit irgendwem auf irgendwas gewartet und sich unterhalten hat – dass die Menschen einerseits sicher in ihren Konventionen und andererseits sehr frei in ihren Gedanken waren, aber nie oberflächlich. Das hängt damit zusammen, dass sie am Arbeitsplatz keinen Stress hatten und nur im Kopf reisen durften. Dort war man frei und viel unterwegs, man hatte auch immer Zeit und wusste sich in einem Nest aus Familie und FreundInnen gut aufgehoben. – Als Wesen von einem anderen Stern habe ich Narrenfreiheit genossen; das beinhaltete auch die Möglichkeit für meine Gesprächspartner, mich frei heraus nach Dingen zu fragen, von denen sie gehört hatten, ohne dass für sie eine Möglichkeit bestanden hätte, sich ein eigenes Bild zu machen. Darum war man stets mittendrin in intensiven Unterhaltungen – über Aids und den Heiligen Gral, über Rilke und die Renaissance-Malerei, über Freundschaft und Goethes pädagogische Konzepte, über Ikonen und das Jahr 1937, LSD, Tampons, Psychoanalyse und das Ägyptische Totenbuch. Durch die Trinkspruchkultur haben die Georgier keine Scheu vor großen Worten, mit den Persern im kulturellen Stammbaum große Affinität zur Poesie – für mich waren die Tische stets reich gedeckt und ich habe für vieles Ermunterung erfahren, bei dem ich noch zauderlich war. Sagen wir so: Für einen begeisterungsfähigen Menschen war diese Umgebung genau richtig – verglichen mit dem sich stets „cool“ gebenden Westen.

*11. Kannst du etwas über dein Zusammentreffen mit Giwi Margwelaschwili erzählen?*

1987 hat mich mein Kollege auf dem Fremdsprachen-Institut, Tengis Karbelaschwili, zum ersten Mal zu Giwi Margwelaschwili gebracht, den ich bald wöchentlich besuchen sollte, später seine erste öffentliche Lesung moderiert habe, ihn nach der Wende in Wien und Basel vorgestellt. Auf der österreichischen Botschaft in Moskau habe ich Giwis Manuskripte xerokopiert, um sie mit der Diplomatenpost heim zu senden, wo ein Freund sie an Verlage schickte.

*12. Von vielen klugen Köpfen in Europa hören wir heute, dass das literarische Leben im Westen schon das Wesentliche – die Unsterilität – verloren hat. Wie ist deine Meinung zu diesem Thema?*

Du meinst, man könne oft hören, die Literatur der wohlhabenden Länder Europas hätte keinen Saft mehr? Ich lese viel, aber sehr unsystematisch. Momentan stammen die besten Erzähler aus Portugal und Rumänien – Ländern, die, oder eben weil sie, noch nicht lange zur EU gehören. Es gibt etliche Nationalliteraturen, aus denen ich überhaupt nichts gelesen habe; für Gedichte gilt das freilich viel mehr als für Nicht-Gedichte, da vertraue ich ganz den Hinweisen verlässlicher Gewährsleute. Mein Lieblingsdichter ist der Pole Adam Zagajewski. Die Dänin Inger Christensen war für mich vorbildlich. Es gibt englische, amerikanische und niederländische Zeitgenossen, mit denen ich zum Teil im Austausch stehe, d.h. ihre Gedichte bespreche oder übersetze und ihnen schicke. Das sind alles Einzelkämpfer, auch wenn der eine oder die andere manchmal einen Preis gewinnt. Auf ihre Lesungen kommen bestenfalls ein

paar Dutzend ältere Damen bzw. nur die eigenen KollegInnen. Ich denke, dass in Diktaturen andere Menschentypen Literatur machen als in Demokratien und dass Literatur in den Ländern, wo Konsumismus als Lifestyle herrscht, zu einem unbedeutenden Zweig der Unterhaltungsindustrie verkommt. Statt zu jammern, sollten wir froh sein, dass wir die Wahl haben. Je besser etwas gemacht ist, desto tiefer muss man sich darauf einlassen. In Zeiten leicht fütterlicher <=verfütterbarer> Massenkost, wo die Menschen sich freiwillig von ihren Bildschirmen dikt- und dirigieren lassen, sind Individuen Außerirdische. Trotz aller Isolation genießen wir, die wir uns der Sprachkunst verschrieben haben, das Privileg einer großen Freude mit dem, was wir machen. Man darf nur nicht davon leben wollen und kein Sendungsbewusstsein haben: in die Think Tanks lässt man uns Nach-Moderne nicht mehr. Unsere Leidenschaft gilt daher nicht dem Fortschritt der Gesellschaft, sondern der Betrachtung des Passierten und der Frage, wie man die ungeheure Gleichzeitigkeit, mit der alles abläuft, sichtbar machen kann.

*13. Das Thema des Einzelkämpfers ist vielleicht eines der wichtigsten Themen der zeitgenössischen Kunst. Teilweise hast du gleich an deinem eigenen Beispiel erläutert, wie Einzelkämpfer sich suchen, finden und mit einander kommunizieren. Ich werde nie müde, es auszusprechen, dass heute ein gutes Gedicht zu schreiben nicht das Problem ist. Aber Dichter zu sein ist weitaus schwieriger als gute Gedichte zu schreiben. Die Einzelkämpfer wissen es. Keiner ist freiwillig Randerscheinung. – Kannst du die Spannung beschreiben, wie sie in Österreich zwischen dem Literaturbusiness und denjenigen Dichtern herrscht, die sich vom Literaturkonformismus fern halten?*

Lieber Dato! Du sagst es: Keiner schreibt, um nicht gehört / gelesen zu werden; im Gegenteil: Sprache ist Verständigung, sie beruht auf Verständlichkeit. „Die Sprache ist ihr Gebrauch,“ heißt es bei Wittgenstein. Je weniger in einer Gesellschaft miteinander geredet wird, desto ärmer wird die Sprache. Für Dichter, die sich mit Nuancen und Anspielungen verständlich machen, ist das fatal. Wir sind eine vom Aussterben bedrohte Art und freuen uns über jeden, der ebenso mit künstlerischen Mitteln nach Wahrheiten sucht – anstatt gefallen zu wollen. Im Vergleich mit anderen Ländern gibt es in Österreich ja noch staatliche Literaturförderung, d.h. Preise und Stipendien, die zunehmend an Verlagsverträge, d.h. ein gewisses Marktkalkül, gekoppelt werden. Das ist schön. Um als Autor leben zu können, braucht es dennoch einen Brotberuf, ein Erbe oder eine/n wohlwollenden Partner/in. Ein schreibendes Paar, das ich kenne, Ilse Kilic und Fritz Widhalm, haben das so gelöst, dass sie sich versprochen haben, jeder abwechselnd für drei Jahre arbeiten zu gehen, damit der/die andere in der Zeit schreiben kann. Wie überall, gibt es auch in Österreich Menschen, die gute Netzwerker und talentiert in der Öffentlichkeitsarbeit sind, regelmäßig auftreten, publizieren und Förderungen bekommen; daneben Leute, die ihre Zeit zum Schreiben benötigen und diesen Aufwand nicht treiben können oder wollen. Da es keine leidenschaftliche Literaturkritik in unserem Land gibt, sondern eher das Prinzip herrscht: Wer hat, dem wird gegeben – d.h. wenn einer einen Preis gewinnt, kriegt er gleich wieder eine Veröffentlichung und ein begehrtes Stipendium –, sind es immer nur ein paar Namen im Jahr, die auf dem Literaturmarkt auftauchen, der Rest bleibt

unsichtbar. Als Leserin staune immer wieder, wenn ich Schreibende für mich entdecke, von denen ich noch nie gehört habe – wobei ich wirklich viel kenne –, während einem stets die selben Namen aufgetischt werden: Das ist Marktstrategie, die über die Qualität von Literatur wenig aussagt. – Was mich betrifft: Ich muss nicht groß herauskommen, um gut mit meinen Gedichten zu leben, ich muss meinen Namen nicht lesen, um zu wissen, wann mir etwas gelungen ist, und ich sehe ein, dass es für den häuslichen Frieden notwendig ist, regelmäßig – als Lehrerin an einem Gymnasium – Geld zu verdienen.

Was mich vielmehr beunruhigt, ist das Wissen über die Qualität meiner Arbeit, für die, weil sie zum größeren Teil ungedruckt bleibt, gar keine Möglichkeit besteht, gelesen zu werden. Ich habe das Gefühl, ich schulde meinen Gedichten ihre Veröffentlichung. Gern würde ich mich Kritikern stellen, mit anderen in Debatten geraten, gemessen werden.

Alles das findet nicht statt – obwohl es dem Wesen der Sprache und des geschriebenen Worts entspricht, das stets ein offener Brief ist.

Nein, kein Dichtender will gegen die Wand reden; Gedichte sind Gespräche mit denen, die sie brauchen, und wo Menschen es ernst meinen, dürfen Gespräche nicht abreißen.

*14. Diese Antwort scheint mir sehr wichtig für junge Generation der georgischen Literaten zu sein... Ich möchte dich gleich fragen, ob es in Österreich eine Art Solidarität der Schreibenden gegen die Markt und das Literaturbusiness gibt, damit der echte Literaturprozess nicht ausstirbt? Wie unterstützt ihr einander mit literarischen Mitteln?*

Zusammensitzen, über die Arbeit reden, einander Bücher empfehlen, die Manuskripte der anderen lesen... Eine Zeitlang habe ich mich wöchentlich mit ein paar KollegInnen auf der Kunstakademie getroffen, damit wir uns Aufgaben stellen und eine Art Schreibspiele veranstalten. – Mittlerweile lässt sich „Sprachkunst“ an derselben Universität studieren. Von DozentInnen habe ich allerdings gehört, dass die jungen Leute jede/r nur sich selbst für großartig halten und sich nicht dafür interessieren, was andere machen oder geschrieben haben. Der Enthusiasmus der Zeitschriftengründens ist längst vorbei. Viele der jungen Schreibenden veröffentlichen in Blogs im Internet und vernetzen sich dort. Ohne da richtig mitzumachen, halte ich das meiste, das dort läuft, für flüchtig hingeschmissen, mehr Schnellimbiss als echte Lebensmittel, Proviant. Es ist auch nicht leicht, Initiativen zu ergreifen, weil die, die es schon zu etwas gebracht haben, z.B. nicht gern gratis mit denen lesen, die über jeden Auftritt froh sind. Es gibt die AutorInnengemeinschaft, die Gesellschaft für österreichische Literatur und die Grazer Autorenversammlung, die unsere Interessen vertreten.

*15. Du befindest dich gerade, während wir dieses Gespräch führen, in Russland. Womit beschäftigst du dich als Dichterin und Übersetzerin?*

Ich habe zwar gestern „Вот и лето прошло“ von Arsenij Tarkowski übersetzt und lese mit großer Begeisterung Andrej Belys experimentellen Roman „Petersburg“, doch bin ich eigentlich zum Russisch-Üben gekommen, sehe mir viel in der Stadt an und führe Tagebuch, mehr nicht. Als mir zu Ohren gekommen ist, dass es für Russischlehrer Freiplätze für vierwöchige Kurse an der Herzen-Universität gibt, habe ich mich gemeldet, obwohl ich Geschichte und Deutsch unterrichte. Ein russischer Dichter, den ich vor längerer Zeit

nachgedichtet habe, Ilya Kutik in Chicago, möchte mit mir auf Lesereise durch Deutschland und Österreich gehen, und dabei will ich mich nicht blamieren.

St. Petersburg ist eine wunderbare Stadt und die Russen, denen ich begegne, hilfbereite und freundliche Menschen. Literatur, Musik und Malerei stehen hier immer noch hoch im Kurs und bei jeder Gelegenheit sagt man Gedichte auf. Kein Wunder: Ein Gutteil der Weltliteratur wurde von Petersburgern verfasst! Es ist schön, Häuser und Plätze, von denen ich gelesen habe, zu sehen. Warum ich auf das Tarkowski-Gedicht gekommen bin? Weil ich vorgestern ein Theaterstück auf Grundlage des Films „Сталкер“ gesehen habe, wo der „Vergil“ der „Zone“ das Gedicht dem „Professor“ und dem „Schriftsteller“ vorträgt; dabei wird es den beiden bald langweilig, sie ziehen den Schlager <Gassenhauer> vor, der aus dem Radio dringt: schlechte Musik – aber ein gutes Beispiel. Im Internet habe ich mir schwergetan, den Gedichttext zu finden; kitschige Lieder damit gibt's genug.

*16. Du kommst ja auch nach Georgien im Herbst, soweit ich weiß.*

Ja, in der letzten Oktoberwoche werde ich im Rahmen des Projekts „Thonet-Stories“, einer Veranstaltung der Kunstuniversität zum Design des „Wiener Sessels“, eine Lesung und einen Workshop zum Thema „Kaffeehausliteratur“ halten. Es wird auch meine Texte zu hören geben, und ich hoffe, dass Leute kommen...



Vom ersten Treffen mit Giwi, 1987, heißt es im Tagebuch:

„Giwi Margwelaschwili sieht ein bisschen wie Albert Einstein aus. Er ist Philosoph von Beruf, Schriftsteller aus Berufung und deutsch aus Erziehung. Sein Zimmer ist vollgerammelt mit Büchern in allerlei Sprachen; Tengis zählt sie stolz auf. Giwi schreibt seit -zig Jahren hunderte Seiten auf Deutsch, hat noch keine einzige Zeile veröffentlicht und tut eigentlich nichts außer dichten. Statt sich Essen zu kochen, trinkt er Milch. <...> Giwi hasst die Sowjetunion, liebt alles Deutsche, dem er, noch nicht ganz erwachsen, entrissen worden ist, in die unbekannte Heimat seiner Eltern zurück. Für einige Zeit stand sein Vater der Salzburger georgischen Emigrationsgemeinde vor. <...> Tengis gebärdet sich wie der Apostel von Giwi und strahlt. Aufgrund von dessen Sprachisolation ist er ihm unersätzlicher Freund. Tengis übersetzt Giwis Deutsch ins Russische, von dem Wachushti sagt, dass es ihm – weil von einem Linguisten statt einem Dichter übertragen – an poetischer Seele mangle. Es ist rührend, wie Tengis' Augen zu glänzen beginnen, wenn Giwi vorliest, und er gleich zu betteln beginnt: „Giwi, bitte, gib's mir bis Samstag, lass es mich übersetzen, am Montag kriegst du's wieder!“, und Giwi drauf antwortet: „Auf keinen Fall, es ist noch nicht fertig.“, oder: „Nein, das ist nicht gut!“ Giwi, ganz preußisch unerbittlich, lässt sich nicht erweichen.

Aja: Das Erste, das Giwi mich fragt, ist: „Von wem ist der Text, den Sie mir geschickt haben?“ „Es ist meiner, ich habe ‚Lethe‘ geschrieben.“ Giwi ist ganz außer sich: „Das hat doch nichts gemein mit dem, was sich zurzeit literarisch in Österreich tut! Wo sind Sie verlegt?“ „Nirgends,“, sage ich, „ich hab's noch gar nicht versucht.“ „Zeigen Sie mir Ihre Gedichte!“, fordert er, und ich: „Die hab ich in Wien...“ Giwi wendet sich an unseren gemeinsamen Freund: „Tengo, das ist unerhört, das sind ontologische Experimental-Installationen... wie in den frühen 1920ern!“ und wieder zu mir: „Sie sind so intelligent, um Himmels Willen, wieso vergeuden Sie hier in unserem Gefängnis Ihre Zeit, sind nicht zuhause und schreiben und schreiben und schreiben? Sie werden zum Mörder an Ihren Figuren!“ Ich lege ihm meine Pläne dar. Giwi sieht mich streng an und sagt: „Sie müssen sich entscheiden! Ich rate, nein: Ich befehle Ihnen, aus Ihrem Fehltritt nun das Beste zu machen. Schreiben Sie auf, was Ihnen hier widerfährt. Disziplin, Disziplin! Es ist Verschwendung, zu unterrichten; Historikerin werden zu wollen auch; alles falsch. Wenn jemand so schreibt und so denkt wie Sie's tun, ist das ein Verbrechen: pausieren!“